Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 190

Artikel: Sag mir, wo die Lieder sind!
Autor: Kessler, Andrea
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884602

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SAG MIR, WO DIE LIEDER SIND!

Ein Streifzug durch Chorreihen, über Alpen und durch Fussballstadien auf der Suche nach den Gesängen. VON ANDREA KESSLER

«Ich kenne gar keine Schlaflieder mehr», sagte kürzlich eine Freundin. Sie rede ihr Kind mit Geschichten in den Schlaf. Dabei werden Millionen von Kindern seit jeher in den Schlaf gesungen; da sollte man doch jede Menge Lieder kennen. Mehr als ein Brocken «Schlaf, Kindlein, schlaf» findet sich allerdings auch in meiner Erinnerung nicht. Wo sind sie hin, die Wiegenlieder?

Ein Anruf bei der Domsingschule St.Gallen könnte Licht ins Dunkel der Kinderzimmer bringen, denn die Leiterin Anita Leimgruber hat jede Menge mit singenden Sprösslingen zu tun. Ihre Antwort bringt nicht das Erhoffte, aber ein einleuchtendes Licht: «Ob Wiegenlieder vergessen gehen, kann ich nicht sagen, ich bin ja jeweils nicht dabei, wenn die Kleinen von ihren Eltern ins Bett gebracht werden.» Anita Leimgrubers Metier sind die Kinderlieder und die verschwinden ganz und gar nicht. «Im Gegenteil. Der Markt boomt», das zeige der Erfolg von Marius und die Jagdkapelle. Aber auch immer mehr Singbücher erscheinen, bei vielen liegt eine Mitsing-CD bei. Und ihr Kinderchor wachse. Ein grosser Teil der Kinder werde von Eltern gebracht, die das Gefühl haben, selbst nicht singen zu können: «Vielen fehlt der Mut zum Singen. Es wird auch nicht mehr geübt. Früher ist man öfter in die Kirche gegangen, wo nach wie vor viel gesungen wird.» Leimgruber erklärt, dass jeder mit einem intakten Gehör und funktionierenden Stimmbändern singen kann, es brauche einfach Übung. Da haben Intelligenztests, Begabtenförderung und Geniekult Komplexe in uns hineingefressen, denken wir doch ernsthaft, zum Singen brauche es Talent. Da fällt mir eine Geschichte ein, die ich kürzlich gelesen habe. Jim Ferguson war für seine Doktorarbeit auf Feldforschung bei den Sotho in Südafrika. Als er allmählich zur Dorfgemeinschaft zählte, wurde er zum Gemeinschaftssingen eingeladen. Ferguson winkte entsetzt ab: «Ich singe nicht!» Worauf die Sotho entgegensetzten: «Was heisst das, du singst nicht? Du redest doch auch!»

Lange bevor wir sprechen können, schreien wir. Könnte man das kindliche Plärren als Vorstufe des Singens betrachten? Einige Forscher behaupten ja auch, dass sich Kindergeschrei nach Ländern unterscheiden lasse, dass sich das Baby also an der Sprachmelodie seiner Mutter orientiere. In welchen Singsang Erwachsene auch immer verfallen, ich tue es jedenfalls auch, wenn ich ein Neugeborenes auf dem Arm habe. Anita Leimgruber erklärt, warum Singen so wichtig sei, nicht nur mit Lernen, sondern auch mit dem Vergessen des Alltags zu tun habe: «Wenn sie singen, sind die Kinder ganz bei sich und ganz bei der Gruppe. Sie können sich in einem Lied und seiner Geschichte vergessen.» Das gelte übrigens auch für die Erwachsenen.

Magische Momente im Stadion

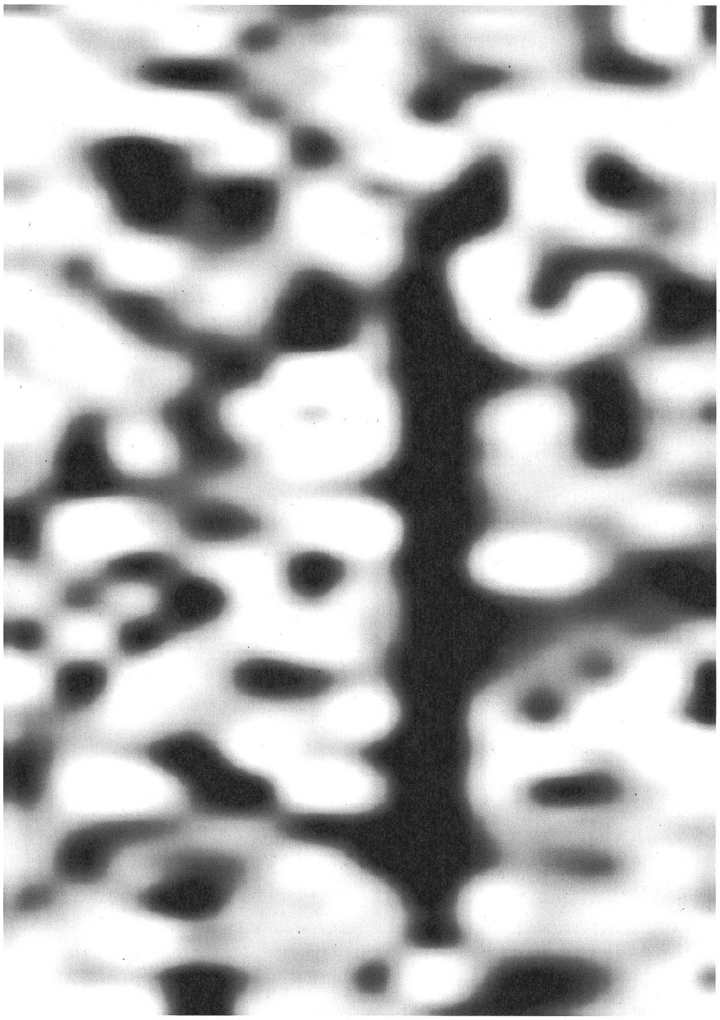
Neulich wählte ich im Zug meinen Sitzplatz neben Jugendlichen, die in freudiger Wochenendstimmung waren. Laut spielten sie ihre Musik und sangen mit. Lächelnd, weil ich all meinen Besitz darauf verwettet hätte, beobachtete ich eine ältere Dame, die den Wagon entlangstürmte und verlangte, dass sie die Musik ausschalten. Und lächelnd hörte ich ihnen danach zu, wie sie a-capella weitersangen. Ein wenig Beatboxen, einige Hip-Hop-Versatzstücke und dann stimmten sie Fangesänge an: «Ohhh Sangalle olé, Sangalle olé.»

Ich frage mich, wie die Lieder in die Köpfe der Fans kommen? Auf Knopfdruck singen sie zu Tausenden denselben Text. Was Fussballfans schon lange wissen, erklärt mir der Journalist und leidenschaftliche Fussballmusik-Sammler Pascal Claude, der «Ethnologe der Arenen». Gesungen werde nicht seit jeher in den Stadien, sondern seit den sechziger Jahren – in der Schweiz seit den Siebzigern – zu Melodien aus allen Sparten. Früher hätten sich die Fans bei Auswärtsspielen inspirieren lassen und seien mit neuen Liedern nachhause gekommen, heute würden die Lieder per Youtube verbreitet. Die Melodie würde übernommen, der Text auf die eigene Mannschaft umgetextet und dann entscheide sich während der ersten Zeilen beim Spiel, ob das Lied etwas tauge. Manchmal schon während der Hinfahrt im Sonderzug. Claude schätzt die Anzahl der Lieder, die ein Fan singen kann auf zwanzig, vielleicht dreissig Stück. «Nicht immer sind es die einfachen Strophen, die sich in den Stadien halten können. Der Meistergesang des FCZ ist eine Adaption von Mani Matters ‹Dr Eskimo› und weit davon entfernt, ein Zweizeiler zu sein», merkt er an.

Vor zehn Jahren waren die Gesänge chaotischer, erst die Ultras führten einen Vorsänger ein und forderten Dauergesang. Der Capo stimmt mit dem Megaphon und von Trommeln begleitet die Lieder an. Von Michael Hüppi, dem Präsidenten des FC St.Gallen, gab es im April nebst dem Choreoverbot die Aussage, dass er sich auch ein Stadionverbot für den Capo vorbehalte: «Der Capo hat es in der Hand, anstössige Fangesänge und Beschimpfungen gegen Schiedsrichter zu unterbinden!» Claude betont, dass «nur ein Bruchteil der Gesänge an die Gegner verschwendet werden». Der Fangesang wird zwischen den Clubs wie ein Wettbewerb betrieben. Wer überrascht, wer gut singt und wer die andere Fankurve an die Wand singt, gewinnt. Davor haben die Fans Respekt. Claude erzählt aber auch von den «magischen Momenten, wenn der Funke von der Fankurve auf die Mannschaft überspringt, wenn es gelingt, die Mannschaft mit dem richtigen Lied, im richtigen Moment zu unterstützen. Die Fankurve versteht sich als zwölfter Mann im Stadion.»

Wer löcklet, der findet

Was Lieder sonst noch können? Sie können regelrechte Lehrbücher sein, konkret, praktisch. Zumindest einige von ihnen. Die Aya-Yait-Lieder der Inuit sind gesungene Landkarten, die so detailgetreu sind, dass ihnen, bis ans Ziel einer Reise gefolgt werden kann. Seit das Programm des Toggenburger Naturstimmenfestivals vorliegt, weiss ich auch von den Naga, gefürchtete Kopfjäger aus Nordostindien. Sie vermitteln durch Gesänge während des Hausbaus und während der Feldarbeit praktisches Arbeitswissen. Sie singen in einer speziellen Liedersprache, die langsam verschwindet und heute nur noch von den Dorfältesten beherrscht wird. Die Universität Zürich hat darum begonnen, ein Naga-Musikarchiv



KARFREITAG, Norbert Möslang

anzulegen. Ein abenteuerliches Unterfangen, denn Singen kann bei den Naga gefährlich werden. Wer die Herkunftsmythen abgeändert weitergibt, provoziert handfeste Auseinandersetzungen zwischen den Dörfern.

Auch die Appenzeller Grossräte waren früher der Meinung, dass Singen und Tanzen gefährlich ist. Weltliche Anlässe waren schnell des Teufels, die darum verboten oder zumindest reglementiert werden mussten. Stillschweigen wurde zur Disziplinarmassnahme und das gemeinsame Singen nur alle Monde einmal erlaubt. 1581 verboten sie die Stubeten, wo an Sonn- und Feiertagen gesungen und getanzt wurde, und erliessen 1605 ein weiteres Mandat: «Damit uns Gott die Frücht auf dem Feld vor Reif und Ongewitter bewahren wölle, sol das tanzen in unserm ganzen Land Appenzell tags und nachts, in hüseren, scharen und uf dem feld gänzlich verbotten sin.» Das Jauchzen in den Alpen haben diese Verbote aber nicht zum Verstummen gebracht. «Weil es den Mensch einfach überkommt», sei der Ursprung des Naturjodels, sagen die einen. «Weil man mit dem Löckler die Kühe abends in den Stall holte», sagen die anderen. Müssige Was-war-zuerst-Fragen hin oder her, gejodelt sei im bäuerlichen Alltag während der Stallarbeiten worden, erklärt Joe Manser, Leiter des Zentrums für Appenzeller Musik. Ich versuche, mir meinen Grossvater jodelnd beim Melken vorzustellen. Ein schönes Bild. Mein Götti? Funktioniert weniger. Neben den pumpenden Melkmaschinen jodelt es sich schlecht. Die Veränderungen machen eben auch vor den entlegensten Alpen nicht halt.

Alphatiere und andere Sänger

Ich singe weder in Stadien noch während der Arbeit und mit Kindern musste ich bis anhin noch nicht. Ich gehöre zu anderen zwei Singtypen: Die gezwungene Sängerin und die Duschsängerin. Alle Jahre wieder kommt es zum familiären Weihnachtssingen und alle Jahre wieder ist mir zwar die Melodie hängen, aber der Text auf der Strecke geblieben. Rettung aus dem Dilemma bietet nur das Mitsummen. Das ist aber keinesfalls mit dem viel schwungvoller vorgetragenen Naturjodel zu verwechseln, obwohl beide Singarten ohne Text auskommen, was mich noch einmal nach Ostindien bringt. Die Naga hätten nicht nur die textlosen Arbeitsgesänge mit der Appenzeller und Toggenburger Volksmusik gemeinsam, verrät mir Rebekka Sutter, Ethnologiestudentin und ursprünglich Appenzellerin. Sie ist Mitglied des universitären Forschungsprojektes im Nagaland. «Die Ethnologen hören solche Vergleiche nicht gerne, aber wenn eine Gruppe von Naga nachts um ein Feuer stehen und einer ohne Vorankündigung einen Gesang anstimmt, die Sänger in der Dunkelheit ihre Töne suchen und die archaischen Stimmen sich finden, dann haut mich die Ähnlichkeit zum Naturjodel im Appenzellerland noch immer fast um.» Die Gruppengesänge der Naga werden von einem Vorsänger angestimmt und bald singen zwischen zehn und zwanzig Dorfbewohner mit, genauso wie in der Appenzellermusik. Dort unterstützen die Zuhörer, sobald es sie packt, den Vorsänger mit «graadhäbe». Gleiches beobachtet Anita Leimgruber bei den Kindern. Überall gäbe es die «Alphatiere», die sich trauten zu trällern und die anderen, die erst nach einer Weile einstimmten.

In den unzähligen Duschsängerinnen und Duschsängern, ich bin bei weitem nicht das einzige Exemplar, mag auch so ein Sing-Alphatier schlummern. Aber viele von ihnen singen um keinen Preis der Welt öffentlich. Was sie davon abhält, ist anderen schnurz: die Angst, falsche Töne zu treffen. Da und dort kann man diese Spezies spätnachts auf Bühnen leidenschaftlich singen und krampfhaft auf einen Bildschirm starren sehen: die Liebhaber von Karaoke, dem «leeren Orchester». Wie es in dessen Geburtsland Japan selbst aussieht, beantwortet der in Kyoto lebende St.Galler Japanologe Roger Walch umgehend per Mail. Die Japaner singen weniger vor wildfremden Leuten, sondern mieten in einer Gruppe ein Privatzimmer und singen dort unter sich – selbstverständlich schalldicht isoliert.

Die Appenzeller Grossräte waren früher der Meinung, dass Singen und Tanzen gefährlich ist.

Singen erfreut sich bei Kindern zeitloser Beliebtheit. Bild: pd

Und es singt trotzdem

Egal, wer wo wie singt, weltmeisterliche Musikkonsumenten sind wir alle. Radio, Fernsehen, Konzerte brauchen wir fleissig. Das Kaufhausmarketing erhofft sich, dass wir im Wohlfühlrausch des Hintergrundgedudels alles Mögliche inklusive allem Unnötigen mit einem seligen Lächeln auf den Lippen anschaffen. Im Zug beamt sich jeder Dritte per Ohrstöpsel auditiv in eine andere Welt.

Wer singen möchte, kann das tun. An Partys, auf Konzerten, in Bars. Die Zahl der Chöre wächst, während die Studentenverbindungen immer noch nicht verschwunden sind und in Schulen und Kindergärten weiterhin mehr oder weniger pädagogisch wertvoll gesungen wird. Wir erinnern uns vielleicht selbst gerne an die Zeit, als wir fröhlich trällernd auf Familienwanderschaften und Schulreisen waren, als wir im Kreis in der Schule sassen und gemeinsam klatschend in höchsten Tönen sangen. Vielleicht ist es dieser Abschied von der Unbeschwertheit der Kindheit und Jugend, die uns heute das Gefühl gibt, singfaul geworden zu sein. In Wahrheit schämen wir uns vielleicht einfach nur, zu singen und tun es deshalb nicht mehr.vz

Übrigens tönte es auch bei meiner Freundin eines Abends überraschenderweise aus dem Kinderzimmer. Ihr Bub hatte zwar keine grosse Wiegenliederfahrung, aber den Hort als Repertoirequelle und dort hatten sie «Happy Birthday» gesungen. Die Melodie versteht man schon ganz gut, nur mit dem Text ists so eine Sache. Was seine Singfreude aber nicht im Geringsten trübt. Beste Voraussetzungen für alle zukünftigen Weihnachten, wenn der «Stille Nacht»-Text wieder einmal flöten gegangen ist.

ANDREA KESSLER, 1980,
ist Redaktorin bei «Saiten».